

# Die Bewohner der Tobi-Insel. (Deutsch-Westmikronesien.)

Von H. Seidel. Berlin.

Motto: „Beim Ordnen der ethnischen Tatsachen wird, statt dem dünngedrehten Hirnfaden einer Theorie zu folgen, die bunte Welt tatsächlicher Aussagen in Betracht zu nehmen sein.“

A. Bastian.

Mit reißender Schnelligkeit verengern sich in unseren Tagen die Gebiete, wo noch ursprüngliches Volkstum dem Forscher lockend entgegentritt, wo er Waffen und Geräte frisch aus der Werkstatt des Erzeugers oder von Markt und Arbeit hinweg zu erstehen vermag. Handel und Kolonisation, Kriegsfahrten und wissenschaftliche Zwecke führen den Weißen zu allen Teilen der Ökumene, und durch seinen erdrückenden Einfluß geht das charakteristische Gepräge der Eingeborenen rasch verloren. Selbst in der Wasserwüste Ozeaniens ist heute kaum ein Eiland zu finden, das nicht europäische Gäste an seinem Gestade beherbergt hätte. Völlig unbetretenen Boden gibt es hier einzig in Melanesien, also in Neuguinea, auf den größeren Salomoinselfn, im Bismarckarchipel und der übel beleumdeten Admiralitätsgruppe. In Polynesien ist die Zeit der primitiven Kultur längst dahin, „unwiederbringlich und für immer“, wie Bastian klagt. In Mikronesien, das bis vor kurzem noch außerhalb des Weltverkehrs lag, hat sich zwar auf einsamen Korallenbauten manche Besonderheit in Lebensführung und Sitte erhalten; allein Dauer und ungestörter Bestand ist diesen Resten nirgend beschieden, und im häufigeren Kontakt mit der Zivilisation werden auch sie baldigst erlöschen. Szenen, wie sie Kubary vor nunmehr 20 Jahren bei Sonsol erblickte, und die ihn lebhaft an die Berichte der alten Entdeckungsreisenden mahnten, wird man jetzt höchstens auf den südlichen Gliedern dieser entlegenen Verbindungskette zwischen Palau und dem papuanischen Inselkolob beobachten können.

In lockerer Reihe folgen sich hier auf gemeinsamer Bruchspalte mehrere winzige Eilande, deren eruptiver Kern dicht von Korallentierchen überkrustet ist. Unter 5 $\frac{1}{3}$ ° nördl. Br. treffen wir die Doppelinsel Sonsol-Fanna, zuerst gesichtet am Andrestage 1710 durch ein spanisches Missionsschiff, das in diesem Bereich vergeblich ostwärts zu den eigentlichen Karolinen strebte. Um 42 Seemeilen nach Süden liegt das waldbedeckte Bur oder Pul, in der Literatur auch Pulo Anna genannt, das wahrscheinlich 1761 seinen Entdeckungstag sah. Gerade 20 Jahre später wurde das nächste Zoophytengebilde erkundet, nämlich Merir unter 4° 19' nördl. Br., dessen Bewohner in Hautfarbe, Tätowierung, Tracht und Produktion mit denen der vorerwähnten Landkörper die größte Übereinstimmung verraten.

Abweichend davon zeigen sich auf Tobi oder dem vierten Gliede unserer Reihe durchweg Leute von hellerer Färbung, so daß die Insel dieserhalb eine gewisse Sonderstellung einnimmt. Dem Geographen ist sie außerdem wegen ihrer vielerlei Namen bekannt, deren Zahl auf Blatt 29 im „Amtlichen Kolonialatlas“ plötzlich um einen weiteren, es ist der achte, bzw. neunte, vermehrt wurde. Dies bewog uns, der Sache genauer nachzuforschen und die einzelnen Namen auf ihre Berechtigung zu prüfen<sup>1)</sup>. Zugleich baten wir die betreffenden Dienststellen um Auskunft, woher und aus welchen Gründen

die Einführung des Neutitels beliebt sei. Darauf hat Bezirksamtman Senfft eine Zuschrift an den „Globus“ gerichtet, abgedruckt in Nr. 4, Seite 68, dieses Bandes, worin er erklärt, daß der bei den Eingeborenen übliche Name „Kodógubi“ lautet. Er hat auf unsere Anregung hin nochmals zwei der angeworbenen Tobiten befragt und seine Angabe bestätigt erhalten. Die Aussprache der Insulaner ist aber sehr undeutlich, so daß Kubary deshalb auch „Kadogube“ herausgehört haben kann. Unter den Weißen wird die Bezeichnung Tobi gebraucht, wohingegen die Westkaroliner „Kadogubi“ sagen oder gar „Kadochubi“, also ein leises „ch“ einschleichen.

Wenig ost-südöstlich von Tobi dehnt sich das gefährliche Helenriff aus, hier der letzte Posten deutscher Kolonialherrschaft, da die folgende Insel, das für gewöhnlich noch den Karolinen zugerechnete Mapia oder St. David, politisch bereits den Niederländern gehört. Seitdem die hellere mikronesische Bevölkerung Mapias durch Papuas<sup>2)</sup> verdrängt ist, besteht kein Grund, der uns hindern könnte, dies Atoll zu Neuguinea zu zählen. Holländisch sind des weiteren die in der südwestlichen Verlängerung unserer Kette liegenden Korallenbauten im Norden von Waigiu, d. h. die ebenfalls von Papuas besiedelten Gruppen Aiu und Asia oder Fan, so daß also dieserorts die politische Grenze mit der Volksgrenze zusammenfällt.

Die von allen Beobachtern erwähnte „dunkelbraune“ Körperfarbe, selbst bei Frauen und Kindern, auf Sonsol, Pul und Merir ist jedenfalls auch auf papuanische<sup>3)</sup> oder, wie Kubary will, melanesische<sup>4)</sup> Blutsvermischung zurückzuführen. Tobi dagegen besitzt einen reineren Volkstypus von konform malaischem Gepräge. Die Leute sind hell-kupferfarben, etwa den Manila-Spaniern vergleichbar, und längst nicht so dunkel wie die Palauer, an die sie sonst durch die breiten Gesichter mit den hervorstehenden Backenknochen und den platten Nasen merklich erinnern. Nach Kapitän Walsen<sup>5)</sup> ähneln sie fast den Samoanern, wenn sie auch nicht deren kräftigen Körperbau haben. Noch bestimmter drückte sich ein farbiger Polizeiuinteroffizier aus, der in Begleitung des Bezirksamtmanns Senfft der feierlichen Besitzergreifung am 12. April 1901 beiwohnte. Er behauptete, daß die Tobiten genau so aussähen wie seine Landsleute auf Djilolo<sup>6)</sup>.

Das Haar unserer Insulaner ist glatt und lang, oft bis zur Hüfte reichend<sup>7)</sup>. Es wird nicht gefärbt, son-

<sup>1)</sup> Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans, Bd. II, S. 365 und Kubary, Notizen über einen Ausflug nach den westlichen Karolinen, veröffentlicht in den „Ethnographischen Beiträgen zur Kenntnis des Karolinenarchipels“, Leiden 1895, S. 103.

<sup>2)</sup> Reise des Gouverneurs von Bennigsen nach den Karolinen und Palauinteln. Deutsches Kolonialblatt, Bd. 12 (1901), S. 449.

<sup>3)</sup> Kubary, a. a. O., S. 114.

<sup>4)</sup> Vgl. seinen Bericht über die Reise der Viermastbark „Paul Rickmers“ in „Annalen der Hydrographie und marit. Meteorologie“, Bd. 26 (1899), S. 210 u. 211.

<sup>5)</sup> Flaggenhissung auf der Insel Tobi und dem Helenriff, Deutsches Kolonialblatt, 1901, S. 559.

<sup>6)</sup> J. Pickering, On the Language and Inhabitants of Lord North's Island. Memoirs of the American Academy of Arts and Sciences. New Series, Vol. II, Cambridge 1846, p. 227. Grundet sich hauptsächlich auf die Angaben des auf Tobi gefangen gehaltenen Seemanns Horace Holden; das Nähere siehe Globus, Bd. 88, S. 14.

<sup>7)</sup> Tobi in Westmikronesien, eine deutsche Insel mit acht Namen. Globus, Bd. 86 (1904), S. 13 bis 15.

dem in seiner natürlichen Schwärze getragen, entweder lose herunterhängend oder in einen Knoten geschlungen. Auf seine Pflege verwendet man, abweichend von den nördlichen Eilanden, eine gewisse Sorgfalt. Man wäscht und reinigt es täglich und salbt es auch mit Kokosöl, wodurch es einen schönen Glanz erhält. Die übrigen Körperhaare einschließlich des Bartes beliebt man sorgsam auszuzupfen, ein Brauch, der gleich dem Tätowieren auf religiöse Anschauungen rückdeutet. Selbst die gefangenen Amerikaner mußten sich dieser schmerzhaften Operation unterziehen und von zehn zu zehn Tagen die Stoppeln aus dem Gesicht entfernen. Ob bei Todesfällen das Kopfhair beschnitten wird, also ein Haaropfer stattfindet, ist nicht verbürgt.

Die Männer sind im Durchschnitt mittelgroß. Neben kleinen und schwächlichen Personen kommen auch solche von hoher, stattlicher Figur nicht selten vor. Der Ernährungszustand, den Walsen als minderwertig schildert, wird von Senfft bedeutend günstiger beurteilt. Dieser Unterschied kann ein zufälliger sein, oder er ist aus der abweichenden Anschauung des jeweiligen Beobachters zu erklären. Der deutsche Kapitän unter seinen vierströtigen Seeleuten gewinnt den Eindruck, als habe es „mit einer entarteten Rasse“ zu tun, während der an die zarten Westmikronesier gewöhnte Senfft mit Freude von dem „großen und kräftigen Menschenschlage“ schreibt, für dessen physische Gesundheit die „schön gewachsenen, anmutigen Frauen“ und die „zahlreichen Kinder“ ein beredtes Zeugnis gäben. Vergleicht man diesen etwas emporgeschraubten Lobspruch mit Kubarys Nachrichten über Sonsol, Merir und Mapia, so will es uns dünken, als habe Senfft die Tobiten in einem gar zu günstigen Lichte geschildert.

Denn die Nahrung der Leute ist in der Auswahl sehr beschränkt und oft geradezu dürftig. Wenn die Kokosnüsse, die jahraus, jahrein das wichtigste Lebensmittel darstellen, mißraten oder durch Stürme vernichtet werden, sieht sich männiglich den ärgsten Entbehrungen preisgegeben. Der Anbau eines Knollengewächses, wahrscheinlich einer Taroart, wovon Pickering nach Holden erzählt, wird neuerdings nicht mehr genannt. Die Ursache dieses Rückganges dürfte teils in der vernachlässigten Kultur, teils in der zunehmenden Versandung des Tümpels in der Inselmitte zu suchen sein. Früher betrieb man die Zucht jedenfalls mit regerem Eifer. „The vegetable or root somewhat resembling the yam was called „Korei“, ein Name, der vielleicht nach Palau verweist, wo unter den 18 von Kubary aufgezählten Varietäten<sup>10)</sup> die Sorten „Kokheal“, „Kohil“, „Kayek“ und ähnliche vorkommen. „The Korei“, heißt es bei Pickering weiter<sup>11)</sup>, „is raised in beds of mud, which are prepared by digging out the sand and filling the place with mould. This labour was performed wholly by the hands“ und lag den amerikanischen Matrosen ob, die Tag für Tag, vom Morgen bis in die sinkende Nacht, im Schlamm stehen mußten. „Frequently this was done without their having a morsel of food till noon, and sometimes till night . . . If from exhaustion or any other cause the required task was not performed, the food was withheld altogether.“

Bei dem Orkan im März 1833 ging nicht nur die gesamte Kokosernte verloren, sondern auch die Taropatsche wurde mit Sand gefüllt, zum Entsetzen der Eingeborenen, denen nun der Hunger entgegenstarbte. Das Unglück schrieb sie dem Zorne ihres Gottes zu, den sie sogleich durch allerlei Mittel zu versöhnen trachteten. Außerdem hielten sie die Gefangenen an, aus Korall-

steinen einen Schutzdamm zu errichten, der die Kokospalmen vor weiterem Seeschaden behüten sollte. Auffallenderweise sind die Tobiinsulaner nur mittelmäßige Fischer. Zum Fange bedienen sie sich vorzugsweise der Angel. In Pickerings Vokabular steht zwar ein Wort für „Netz“, leider ohne irgendwelche Erklärung. Allein man geht wohl nicht fehl, wenn man dabei an ein kleines Schöpfnetz denkt, etwa nach Art der auf Sonsol üblichen<sup>10)</sup>.

Unter den wenigen Belegstücken, die das Berliner Museum für Völkerkunde aus Tobi aufzuweisen hat<sup>11)</sup>, befindet sich ein Fischhaken, der ebenfalls sehr deutlich an die von Kubary geschilderte Sonsolsche Form erinnert. Der Schaft ist aus weißer Muschelschale gefertigt, der Haken aber hier wie dort aus Schildpatt und ohne Widerhaken. Mit unseren eisernen Angelhaken wußten sich die Tobiten früher nur schlecht zu behelfen. Sie pflegten diese nach Holdens Zeugnis mit Feuer dergestalt auszubiegen, daß sie die Beute nicht mehr hielten. Diese Veränderung geschah angeblich aus Furcht vor ihrem Gotte Yarris, der, wie sie äußerten, fremde oder abweichend gebildete Haken nicht dulde. Inzwischen haben sie jedoch dies Vorurteil verlernt; denn sie versuchen heute von jedem vorübersegelnden Schiffe außer Lebensmitteln und Kleidungsstücken hauptsächlich Eisengeräte, Messer und Draht zu erhandeln. Zur animalischen Kost der Insulaner gehören ferner die Seeschildkröten, die zuweilen erhascht werden, obschon sie sich einer Art geheiligten Ansehens erfreuen sollen. Ob dies auf ein zeitweiliges „Tabu“ oder auf totemistische Anschauungen zurückzuführen ist, vermögen wir bei den unbestimmt gehaltenen Angaben Holdens nicht zu entscheiden, empfehlen daher die Frage dem Studium zukünftiger Forscher. Die Kinder müssen sich schon in früher Jugend an die Speisen der Erwachsenen gewöhnen.

Bei der einförmigen und nicht selten dürftigen Kost der Eingeborenen ist ihr Verlangen nach anderweitigen Nahrungsmitteln leicht zu verstehen. Von Kapitän Walsen wünschten sie unter anderem Biskuits, deren Vorzüge, besonders die Möglichkeit, sie längere Zeit aufzuheben, ihnen schon vertraut sein mußten. Mit geistigen Getränken scheinen sie zum Glück noch nicht verseucht zu sein. Dagegen haben sie den Tabak lieb gewonnen, meiden aber das Betelkauen, das in ihren Gewohnheiten fehlen soll. Auch das Färben der Zähne gilt als unbekannt. Gleichwohl besitzen sie durchweg sehr gute, kräftige Gebisse.

Das Feuer verstehen sie durch Reiben zweier Hölzer zu erzeugen. Die Kochstelle liegt in den Hütten und wird selbst beim ärgsten Unwetter so gehütet, daß man, wenn auch hier oder da der Brand erlischt, bei den Nachbarn immer Ersatz erhält. Die Speisen werden durch Eindecken mit erhitzten Steinen gar gekocht.

Über den Häuserbau ist wenig Rühmenswertes zu sagen. Wie auf Sonsol, Pul und Merir begnügt man sich, die Wohnstätten flüchtig und mangelhaft aufzuführen. Sie haben niedrige Wände und einen ganz offenen Vordergiebel, an den sich rückwärts das aus Kokosblättern hergestellte zweiseitige Schrägdach lehnt. Außerdem entdeckte Senfft noch zahlreiche Schuppen, die den Kanus zum Schutz gegen Sonne, Wind und Regen dienen. Da es an Nutzholz gebricht, sehen sich die Eingeborenen für alle Arbeiten, zu denen die Kokospalme

<sup>10)</sup> Kubary, Notizen über einen Ausflug, a. a. O., S. 96.

<sup>11)</sup> Sie wurden mir, da sie aus Raumangel eingepackt bleiben mußten, auf besondere Veranlassung des Herrn Prof. Dr. v. Luschan für diese Arbeit zugänglich gemacht. Ich bin daher Herrn Prof. v. Luschan aufs neue zu größtem Dank verpflichtet.

<sup>10)</sup> Der Landbau der Pelauaner. „Ethnographische Beiträge“, a. a. O., S. 161.

<sup>11)</sup> On the Language and Inhabitants, p. 229.

kein Material liefert, auf angetriebene Stämme verwiesen. Aus diesen fertigen sie zunächst ihre Kanus, die sie als Einbäume mit ihren zum Teil unzulänglichen Werkzeugen recht solide, wenn auch etwas plump herzurichten wissen. Daneben fabrizieren sie mancherlei Schalen und Kästen. Die ersteren sind elliptisch und mäßig gehöhlt mit je einem kurzen, zapfenartigen Fortsatz in der Längsachse. Die Kästen haben nach den Stücken der Berliner Sammlung sehr verschiedene Dimensionen; denn sie schwanken in der Länge von 25 bis 60 cm, bei 10, 25 und 30 cm Breite. Auf den Falzrand des tiefen, scharf ausgemeißelten Unterstücks paßt ein flacher, übergreifender Deckel, dessen Zapfenfortsätze mit denen des Kastens genau aufeinanderfallen. Dies ist notwendig, da beide durchbohrt werden, um die Trageschnur aufzunehmen, bei welcher Einrichtung nicht nur ein leichter Transport, sondern auch ein bequemes Öffnen und Schließen der Gefäße möglich ist. Der hohe Falzrand verhindert zudem das Durchnässen der aufbewahrten Sachen, so daß die Kästen bei jeder Seefahrt unbedingt zur Ausrüstung der Männer gehören. Aus den Schlagspuren, namentlich im Boden, ist zu erkennen, daß die Verfertiger bereits eiserne Werkzeuge benutzt haben, wenngleich, wie andere Stellen verraten, auch die stumpfere Muschelaxt noch zu Hilfe genommen ist. Zum Schaben, Schneiden und ähnlichen Tätigkeiten werden Messer angewendet, entweder erhandelte oder selbstfabrizierte; die letzteren sind allerdings recht primitiv teils aus angetriebenem Bambus, teils aus Eisenstückchen gearbeitet.

Die Flechtindustrie der Eingeborenen erstreckt sich vornehmlich auf Matten und Hüte. Zum Weben dient ein besonderes Webegerät, bestehend aus Gurt, Brettchen, Nadel und sonstigen Teilen, alle von geringem Maß, wie dies bei der Kleinheit der Zeugstücke nicht anders zu erwarten ist. Bei den Matten lassen sich zwei Sorten unterscheiden, nämlich erstens die harten, groben Schlafmatten, die ziemlich roh aus 1,5 bis 2 cm breiten Baststreifen zusammengeflochten sind, zweitens die feineren und halbsteifen Schurzmatte für die Frauen, „made of the leaves of a plant called by them Kurremung“. Welcherlei Art dies Gewächs ist, muß vorläufig dahingestellt bleiben, weil der Name mit den von Kubary aus Sonsol erwähnten Bezeichnungen für Hibiscus, Banane und Pandanus sich gar nicht vergleichen läßt. Die mehr oder minder kräftige Färbung der Proben im Berliner Museum ist jedenfalls durch Gelbwurzpulver aus *Curcuma longa* erzielt, welches Produkt aber wohl nur im Wege des Handels nach Tobi gelangt. Die Matte reicht, wenn umgetan, von den Hüften bis fast zu den Knien, entspricht also ganz den auf Sonsol üblichen „Yeps“, über die uns Kubary in Wort und Bild zur Genüge aufgeklärt hat<sup>12)</sup>. Die Männer kennen als heimische Tracht lediglich den auf den übrigen Inseln gebräuchlichen schmalen Schamgürtel<sup>13)</sup>, der sich so um die Lenden schlingt, daß das eine Ende frei nach hinten herabhängt, während das andere zwischen den Beinen durchgezogen und vorn heraufgenommen wird. Außerdem tragen die Männer noch einen grob geflochtenen Basthut mit Kinnsehnur, der in seiner Gestalt ungefähr an die papierenen Spitzhüte unserer Kinder beim Spiel erinnert.

Von Bedeutung sind ferner die aus Kokosfasern oder Bast gedrehten Leinen und Schnüre, die von den Insulanern in so ausgezeichnete Güte geliefert werden, daß, wie Kapitän Walsen schreibt, „ein europäischer Seiler damit Ehre einlegen könnte“. Wir kennen Kokostau-

von 6 bis 8 mm Durchmesser und darüber, die trotz des rauhen, widerstrebenden Materials ungemein gleichmäßig und fest sind und bezüglich der Technik alles Lob verdienen. Dasselbe gilt von den aus weicherem Bast, wahrscheinlich von Hibiscus, erzeugten dünnen Zwirnen, Angel- und Netzleinen, die in ihrer Art mit das Beste darstellen, was hierin ohne maschinelle Hilfe zu leisten ist.

Als Schmuckartikel sieht man Arm- und Halsbänder, die teils aus Schildpattringen, teils aus aufgereihten Kokosplättchen oder Muschelschalen bestehen. Daneben werden des öfteren große Schildpatthaken von altertümlicher Form als Halszierat verwendet, und zwar in der Regel zwei, die mit der Öffnung gegeneinander geklebt sind. Auch runde Scheiben mit den strahlenförmig angehängten Stacheln des Seeigels gehören hierher. In das durchbohrte Ohr läppchen steckt man ein zusammengerolltes Blatt, zerrt aber die Öffnung nicht so unmäßig aus, wie es z. B. auf Truk und anderen Inseln geschieht. Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen nackt, ebenso die Männer, wenn sie sich auf See befinden. In neuerer Zeit haben sie indes an unseren Gewändern Freude gewonnen und putzen sich gern damit aus. Das bemerkte schon Kapitän Walsen, und Bezirksamtman Senfft konnte beobachten, daß „ein verhältnismäßig großer Teil der Tobileute mit Kleidungsstücken versehen war“.

Über Religion und Sprache, die schwierigsten Kapitel bei einer Schilderung unserer Insulaner, wollen wir diesmal schweigen. Wir erinnern jedoch an das Tätowieren, das in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — und vielleicht noch jetzt — zweifellos eine religiöse Bedeutung hatte, also nicht bloß eine mehr oder minder gedankenlos angebrachte Körperzier war. Die Muster verweisen, wie in Sonsol<sup>14)</sup> und den Nachbarländern, auf einen engeren Zusammenhang mit den Karolinen. Die Prozedur wird wegen der nachfolgenden, oft sehr schmerzhaften Entzündungen immer nur teilweise und in gewissen Zeitabständen vorgenommen. Deshalb sind ältere Personen stets reicher tätowiert als jüngere. Da nach dem Glauben der Tobiten kein Untätowierter dem heiligen Tempelorte nahen durfte, ohne den Zorn der Gottheit zu erregen, so wollten sie auch die gefangenen Amerikaner kurzerhand tätowieren, und erst, als diese erklärten, lieber sterben zu wollen, standen ihre Herren von dem Vorhaben ab.

Ins religiöse Gebiet gehört ferner das „Tabu“, womit hier, wie anderwärts, gewisse Plätze oder Dinge, die man der gewöhnlichen Benutzung entziehen will, belegt werden. Das Grüßen geschah früher ausschließlich durch Umarmung und Nasenreiben. Unser Handschütteln war den Eingeborenen trotz aller Mühe der Amerikaner nicht beizubringen. Mit den Jahren haben sie indes auch hierin Fortschritte gemacht, und selbst der Handkuß ist ihnen nicht mehr fremd. Wie weit sie Verwandtschaftsgrade kennen und berücksichtigen, ob Vater- oder Mutterrecht bei ihnen herrscht, und was der Fragen mehr sind, wird erst durch mühsame Detailforschung an Ort und Stelle aufzuklären sein. Vorläufig wissen wir höchstens so viel, daß Familiennamen in unserem Sinne nicht existieren; jede Person hat vielmehr ihren Sondernamen, deren Auswahl eine sehr beträchtliche zu sein scheint, da die Amerikaner niemals zwei Menschen desselben Namens getroffen haben wollen. Von einer Jugenderziehung ist kaum etwas zu merken. Alt und jung leben miteinander auf dem Fuß der Gleichberechtigung. Die Kinder empfangen höchstens einen Schlag, wenn sie zu gierig nach der Speise sind.

<sup>12)</sup> Ebenda, S. 92, mit Abbildung 4 auf Tafel XII (nicht XIII, wie im Texte fortgesetzt steht).

<sup>13)</sup> Senfft, Deutsches Kolonialblatt 1901, S. 559.

<sup>14)</sup> Die dortige Tätowierung hat Kubary, a. a. O., Taf. XI, sehr eingehend zur Anschauung gebracht.

Im Gegensatz zu Sonsol, wo man keine Waffen besitzt, sind auf Tobi von alters her Keulen und Speere im Gebrauch. Die letzteren erreichen eine Länge von 3 bis 5 m, sind von beträchtlicher Schwere und an den Spitzen mit Haifischzähnen bewehrt. Sie stellen also ein recht gefährliches Kampfmittel dar. Pfeil und Bogen fehlen indes. Wie die Eingeborenen in Besitz der Haifischzähne gelangen, läßt sich vorläufig nicht bestimmen, weil sämtliche Quellen darüber schweigen. Auf den nördlichen Inseln und noch mehr auf Palau wird der Haifang gern und viel betrieben.

Seit man unsere Tobiten näher kennt, werden auch ihre Kanus gelobt, die teils mit Paddelrudern, teils mittels breiter Mattensegel ihre Fortbewegung erfahren. Sie haben sämtlich einen Ausleger und sind oft von solchen Dimensionen, daß über 20 Mann darin finden. Sie halten sich selbst bei hohem Seegang vortrefflich im Wasser, und da sie häufig weit draußen und außer Sicht des Landes angetroffen werden, so müssen die Insulaner unbedingt über nautische Kenntnisse verfügen und es verstehen, sich bei Nacht nach gewissen Sternen zu richten. Diese Vertrautheit mit dem Meere hat sie lange Zeit, ob mit Recht oder Unrecht, in den Ruf kecker Piraten gebracht, denen bei ihrer beträchtlichen Zahl selbst große Schiffe gern aus dem Wege gingen. Bezirksamtmann Senfft schätzt die Eingeborenen insgesamt auf 500 bis 600 Köpfe, und das ist keinesfalls zu hoch gegriffen, wenn man bedenkt, daß bis zu 10 und 13 Kanus mit nahezu 200 Insassen — nur Männer — vom Bord der Schiffe aus gezählt sind.

Ihren schlechten Leumund verdanken die Tobiten hauptsächlich der von uns an anderer Stelle<sup>15)</sup> erzählten Mißhandlung und Versklavung einiger nach ihrer Insel verschlagenen Amerikaner. Aber auch aus späterer Zeit wurden Klagen über sie laut. So berichtet z. B. der deutsche Kapitän Kraefft<sup>16)</sup> von der Bark „Karl“ ein ziemlich unliebsames Begegnis, das er am 13. Dezember 1882 mit den Eingeborenen gehabt haben will. Drei Kanus mit 63 Mann banden sich an seiner Ruderkette fest und ließen sich mehrere Stunden mitschleppen, wahrscheinlich um die Dunkelheit abzuwarten, die ihnen zum Angriffe gelegener war. Da sprang plötzlich gegen Abend eine lebhaft Brise auf. Die Bark gewann mehr Fahrt; die Matrosen schnitten die Kanus los, und ehe sich die ungebetenen Gäste versahen, glitt das Schiff aus ihrer Nähe.

Weit bedenklicher, d. h. für die Eingeborenen, gestaltete sich das Zusammentreffen mit der Bark „Auguste“, Kapitän Jost<sup>17)</sup>, am 15. Januar 1886. Kurz nach Mittag erschienen nicht weniger als neun große Kanus, von denen drei trotz alles Winkens, Rufens und Drohens sofort längsseit kamen, so daß sie mit Gewalt vertrieben werden mußten. Sie wichen erst, wie ein am Kampfe beteiligter Zeuge aussagte, als mehrere von ihnen durch Revolverschüsse getötet waren! Durch diese Vorgänge „gewarnt“, hielt sich vier Jahre später der deutsche Segler „Kolumbus“ fast außer Sichtweite der gefährlichen Insel. Gleichwohl machten sich zehn Kanus unter vollen Segeln zu einer hartnäckigen Verfolgung auf. Als man Tobi schon längst aus den Augen verloren hatte, kehrten die letzten nach der Heimat zurück. Bei Windstille oder zu leichter Brise wäre man, wie der Kapitän schreibt, wohl nicht so leichten Kaufes davongekommen, weil die Übermacht zu bedeutend war. Nichtsdestoweniger regt er die Frage an, ob es die Insulaner wirklich auf Seeraub abgesehen hätten, oder ob sie vielleicht nur aus Neugier

und um des Tauschhandels willen dem Schiffe gefolgt wären. Er glaubt das letztere verneinen zu müssen<sup>18)</sup>. Wenn man aber jüngere Nachrichten hinzunimmt, so scheint es doch, als seien die Tobiten manchmal zu hart beurteilt worden. Das geht für uns namentlich aus der hier schon mehrfach zitierten Mitteilung des Kapitäns Walsen hervor.

Dieser, ein ebenso vorsichtiger wie menschenfreundlicher Mann, glaubte sich von vornherein zu Zweifeln berechtigt, daß die Insulaner noch heutigestages auf jener vielbenutzten Segelschiffroute feindliche Überfälle wagen sollten. Er war daher auf das Verhalten der Leute sehr gespannt, die sich bald — am 7. Februar 1898 — mit 13 Fahrzeugen und beinahe 200 Mann dicht beim Schiffe einfanden. Allein sie zeigten sich durchaus friedfertig und harmlos, trugen keine Waffen, sondern hatten allerlei Tauschgüter mitgebracht, darunter an 1000 Kokosnüsse und die oben beschriebenen Seilerprodukte. Als sie ihr Geschäft beendet hatten, steuerten die meisten nach Hause. Den übrigen gestattete der Kapitän einen Besuch der Bark. Sie benahmen sich dabei höchst ruhig und bescheiden, bewunderten alles wie Kinder und küßten ihm mit tiefster Unterwürfigkeit öfter Anzug und Hände. Als sie endlich an die Abfahrt dachten, hatten sich zwei junge Burschen im Schiff versteckt, um bei den Weißen zu bleiben. Ihre Landsleute holten sie indes hervor und beförderten sie unter einigen Ohrfeigen in die Kanus<sup>19)</sup>.

Genau denselben günstigen Eindruck gewann Arno Senfft bei der deutschen Flaggenhissung. Schon auf weite Entfernung war ihm eine Menge größerer und kleinerer, dicht bemannter Fahrzeuge entgegengerudert, deren Insassen den Dampfer und seine Passagiere mit dem immer wiederholten Rufe: „Very good, captain, allright, captain“, begrüßten. Im Hinblick auf die natürliche Kraft und Gesundheit dieser Insulaner hat der Bezirksamtmann daher nicht gezögert, einige der Leute mit nach Yap zu nehmen, um zu erproben, ob sie sich zu geregelter Arbeit, vor allem im Pflanzungsbetriebe, eignen. Ist das der Fall, so würde Tobi, wie Sonsol<sup>20)</sup>, Pul und Merir einen Teil seiner Menschenfülle nach den westlichen Karolinen, besonders nach Yap, abzugeben vermögen. Man braucht dabei nicht bloß an Kontraktarbeiter zu denken, die nach Ablauf ihrer Verpflichtung nach Hause zurückkehren, sondern an wirkliche Kolonisten, deren Aufgabe es wäre, die Lücken zu füllen, die durch Krankheiten, sittliche Gebrechen und verkümmerte Widerstandskraft von Jahr zu Jahr in der Bevölkerung der größeren Inseln entstehen und die mangels eigenen hinreichenden Nachwuchses nicht geschlossen werden können. Bei der hervorragenden Wichtigkeit dieser Frage hätten wir jede Nachricht über den etwaigen Erfolg dieses Experiments mit Freuden begrüßt, können

<sup>15)</sup> Ebenda 1891, S. 148. Wir halten es dagegen mit Kubary, der in bewegten Worten den Unverstand schildert, der bei den einem fremden Schiffe nachrudelnden Kanus gleich an Menschenfresserei und Angriffe dachte. „Noch bedauerwürdigerweise empfing die Besatzung zuweilen die harmlosen Abenteurer mit einer plötzlichen scharfen Salve, welche unter den nichts ahnenden und viel hoffenden Bettlern des Ozeans Jammer und Schrecken verbreitete.“ Notizen über einen Auszug, S. 81.

<sup>16)</sup> Vgl. Anmerkung 5.

<sup>17)</sup> Trotz Kubarys Bedenken (Notizen, S. 92, Anmerkung 1) gingen und gehen diese Eingeborenen schon seit längerer Zeit nach auswärts, in erster Linie nach Yap, wohin sie durch den bekannten Händler O'Keefe gebracht wurden. Vgl. dazu noch Christian, The Caroline Islands, London 1899, p. 301, 303 und 310. Auch jetzt sieht man sie häufig in der Fremde, wo sie als gute Arbeiter gern genommen werden. v. Bennigsens Reisebericht, Deutsches Kolonialblatt, 1901, S. 449.

<sup>18)</sup> Globus, Bd. 86, S. 14.

<sup>16)</sup> Annalen der Hydrographie, Bd. 13 (1885), S. 208.

<sup>17)</sup> Annalen usw. 1888, S. 391.

aber zurzeit nur mitteilen, daß die Angeworbenen im Herbst vorigen Jahres noch auf Yap weilten. Bei einem günstigen Ausgange würde sich der Fortzug aus dem armen, häufig notleidenden Eiland wiederholen dürfen,

und damit erhalte das bescheidene Koralleninselchen für uns sogleich ein erhöhtes, sehr praktisches Interesse, das diesen Versuch einer ausführlichen Schilderung der Bewohner auf freundliche Nachsicht rechnen ließe.

## Helwân, ein Kurort in der Wüste.

Von Oswald Berkhan. Braunschweig.

Von den Höhen bei Kairo erblickt man im Süden, zu beiden Seiten des schmalen grünen Niltales, die endlose fahle Wüste, die sich am Horizont als ein gelbleuchtender Streifen entlang zieht. In diese Wüste führt von Alt-Kairo ab, zwischen Nil und dem arabischen Gebirge laufend, eine Bahn, mit welcher nach einstündiger Fahrt Helwân erreicht wird.

Erfahrung und Wissenschaft haben diesen Ort zu einem Kurort erhoben, und der Verkehr hat dazu beigetragen, ihn als solchen mehr und mehr bekannt werden zu lassen. Seine Heilkräfte sind begründet in der Eigenart der Wüste, sowie in dem dort befindlichen warmen Schwefelbade.

Der Boden der Wüste besteht aus einem fahlen Sandmeer, von Dünen und nackten Gebirgen durchzogen, welche größtenteils aus weißem, seltener rötlich gefärbtem, leicht verwitterndem Sand- und Kalkstein bestehen. Die Eigenart des Klimas ist bedingt durch eine anhaltende Besonnung, Mangel an Regen, trockenen Boden, hohe Temperatur und die außerordentlich reine Luft. In den Wintermonaten Dezember, Januar und Februar durchwehen die Wüste meist trockene Südwinde, die nicht unangenehm empfunden werden. In der Übergangszeit vom Winter zum Sommer tritt häufig, aber stets nur kurze Zeit anhaltend, ein wenig angenehmer Südwestwind auf, Chamsin genannt, welcher feinen Staub mit sich führt, ein Sinken der Temperatur im Gefolge hat und, zu einem Wirbelsturm ausartend, sich über das

Mittelmeer nach Italien und weiter nach Norden erstrecken kann. In den Sommermonaten macht sich bei steigender Temperatur der Nordwind geltend, welcher, vom Mittelmeer kommend, weniger Trockenheit zeigt. Zu einer weiteren Eigentümlichkeit des Wüstenklimas gehört, daß die Temperatur während des Tages eine sehr hohe ist, in der Nacht dagegen ein starkes Sinken derselben stattfindet.

Als ich vor einigen Jahren einen Teil der nördlichen Wüste während der Wintermonate bereiste, fand ich morgens eine Temperatur, die durchschnittlich 7 bis 12° C, mittags 31 bis 37° und abends 16° betrug. Der höchste Stand des Thermometers mit 43° zeigte sich Anfang Februar.

Man sollte nun meinen — und diese Meinung ist vielfach verbreitet — daß ein Aufenthalt in der Wüste bei der starken Besonnung, der hohen Temperatur und dem Regenmangel erschlaffend auf den menschlichen Körper wirke; dem ist aber nicht so. Die außerordentliche Reinheit der Luft wirkt wohltuend, und die Winde werden nicht unangenehm empfunden, haben sogar etwas Erfrischendes. Zu weiterem Wohlbefinden trägt ferner die auffallende Erscheinung bei, daß der Schweiß fehlt. Die außerordentlich trockene Luft saugt sofort jede Feuchtigkeit der Haut auf, und nur bei starken körperlichen Anstrengungen schwitzen die unbedeckten Teile des Körpers, Gesicht, Nacken und Hände. So kommt es, daß trotz tagelangen Reitens und auch Marschierens in



Abb. 1. Helwân.